

MIX

MAGAZIN FÜR VIELFALT

HERAUSGEGEBEN VON DEN KANTONEN BE / BL / BS / GR

1/2019

Zu wenig (zum) Leben

Armut prägt den Alltag von Hunderttausenden. Ihnen droht ein aufreibender Teufelskreis.

Déjà-vu Zuwanderung und Wohnungsbau vor 150 Jahren.

Mixer Fatima Moumouni und ihr Rassismusventil.



lich-

Für mich und

Inhalt 1/2019

EDITORIAL

NACHGEFRAGT

3 Bundesverwaltungsrichter Keita Mutombo über seine Schweiz

THEMA

4 Zu wenig (zum) Leben

Armut ist in der prosperierenden Schweiz weit verbreitet, aber oft unsichtbar. Den Betroffenen droht ein Teufelskreis → Seite 4

8 Politologin Gabriela Felder über Armut bei Kindern und Jugendlichen

10 Engagierte Menschen für die Ärmsten der Gesellschaft

12 Armut ist weiblich, wie zwei Frauen auf Stadtrundgängen veranschaulichen

AUS DEN KANTONEN

13 Basel-Landschaft

14 Basel-Stadt

15 Bern

16 Graubünden

DÉJÀ-VU

17 Mainz liegt fast in Basel

Schon vor 150 Jahren sorgten ein schnelles Städtewachstum und knapper Wohnraum für Debatten → Seite 17

MIXER

17 Carte blanche von Fatima Moumouni

LEBENSNAH

18 Kurzerwerbsaufenthalte

Daniela Husanu betreut betagte Menschen und lebt einen Spagat zwischen Siebenbürgen und der Schweiz → Seite 18

IMPRESSUM



Liebe Leserin, lieber Leser

MARTIN BÜRGIN,
INTEGRATIONS-
BEAUFTRAGTER
KANTON BASEL-
LANDSCHAFT;
FOTO: ZVG

«Dene was guet geit giengs besser, giengs dene besser was weniger guet geit.» Die Songzeilen des legendären Liedermachers Mani Matter bringen auf den Punkt, was viele Expertinnen und Experten sagen: Im Interesse von uns allen sollten wir uns besser um die Ärmsten der Gesellschaft kümmern, statt sie zu ignorieren. Und Armutsbetroffene gibt es leider auch in der reichen Schweiz viele. Die Statistik spricht von 615 000 oder 7,5 Prozent der ständigen Wohnbevölkerung. Hinter diesen Zahlen verbergen sich individuelle Schicksale, die der breiten Öffentlichkeit oft verborgen bleiben, weil sich Betroffene zurückziehen – aus Scham und weil sie sich die Teilhabe an unserer erfolgs- und konsumorientierten Gesellschaft schlicht kaum leisten können.

Die Gründe, weshalb jemand plötzlich zu wenig hat, um ein einigermaßen normales Leben zu bestreiten, sind vielfältig. Das können strukturelle Ursachen sein wie der sich stark wandelnde Arbeitsmarkt oder steigende Ansprüche an Berufsqualifikationen. Aber auch persönliche Faktoren wie gesundheitliche oder familiäre Schicksalsschläge. Ein besonderes Augenmerk gilt es diesbezüglich auch auf diejenigen Bevölkerungsteile mit Migrationshintergrund zu werfen, die überdurchschnittlich armutsgefährdet sind: etwa die erste Einwanderergeneration, die gegenüber Menschen ohne Migrationshintergrund signifikant viel stärker betroffen ist.

Weshalb das so ist, zeigen wir mit dieser Ausgabe der MIX genauso auf, wie wir veranschaulichen wollen, welche Ursachen der Armut zugrunde liegen. Und vor allem, welche Lösungen den Teufelskreis jeder und jedes Betroffenen durchbrechen lassen – auf dass es ihnen künftig tatsächlich besser «geit». ○

«Auch mit Migrationshintergrund kann man vieles erreichen» *Keita Mutombo ist stolz auf die Schweiz und seit letztem Jahr Bundesverwaltungsrichter. Die juristische Präzision fasziniert ihn seit seiner Jugend.*



INTERVIEW:
PHILIPP
GRÜNENFELDER
FOTO: ZVG

MIX: Herr Mutombo, Ihre ersten Lebensjahre verbrachten Sie in der Demokratischen Republik Kongo. Welche Beziehung haben Sie heute zu Ihrem Geburtsland?

Keita Mutombo (KM): Ich bin seit dem frühen Kindesalter nicht mehr dort gewesen. Vonseiten meiner verstorbenen Mutter habe ich allerdings einen Bruder, mit dem ich gelegentlich Kontakt pflege. Ich freue mich darauf, dieses potenzialreiche Land bei nächster Gelegenheit bereisen zu können.

MIX: Vermeintliche Gegensätze vereinen Sie auch in anderen Lebensaspekten: Sie sind SP-Mitglied und waren gleichzeitig Armeeoffizier. Ein Widerspruch?

KM: Für mich ist das kein Widerspruch. Schon die Verfassung verpflichtet jeden männlichen Schweizer dazu, Militärdienst zu leisten. Zudem können Angehörige der Armee von Gesetzes wegen zur Bekleidung eines höheren Grads verpflichtet werden. Als demokratischer Schweizer war und bin ich stolz, unserem schönen Land gedient zu haben. Mit Bezug auf Führungs- und Sozialkompetenzen kann man in der Armee sehr viel lernen, und es war für

mich eine wertvolle Lebens- und Charakterschule. Eine der wichtigsten Aufgaben der Schweizer Armee ist die (inter-)nationale Friedensförderung. Und ich bin überzeugt, dass etwa bei der Bewältigung von Naturkatastrophen die Bürgerinnen und Bürger unseres Landes sehr froh über die Armee sind.

MIX: Als Sie vergangenes Jahr zum Bundesverwaltungsrichter gewählt wurden, stand in den Medien vor allem Ihre Hautfarbe im Vordergrund. Wie geht man mit einer solchen einseitigen Berichterstattung um?

KM: Ich habe die Berichterstattung vor allem auch zum Anlass genommen, meinen Richterkolleginnen und -kollegen zu ihrer Wahl bzw. Wiederwahl zu gratulieren. Im Übrigen dürfen diese Medienberichte meines Erachtens nicht überbewertet werden. Da ich in Bern und Freiburg aufgewachsen bin, wo ich auch meine gesamte schulische Ausbildung sowie meine Studien absolviert habe, war die Wahl für mich mit Blick auf meine Hautfarbe nichts Spezielles. Für die Vereinigte Bundesversammlung, die mich gewählt hat, offenbar auch nicht. Das spricht für das Land. Den Medien habe ich diesbezüglich ein gewisses Verständnis entgegengebracht, zumal medial gerne über Pioniere oder erstmalige Gegebenheiten berichtet wird. So war es beispielsweise auch bei der ersten Schweizer Kampffjetpilotin oder der ersten Bundesrichterin der Schweiz. Im Vordergrund steht für mich die Tatsache, dass man in der Schweiz auch mit Migrationshintergrund vieles erreichen kann, wenn man will und sich dafür eignet.

MIX: Die Rechtswissenschaft und die Rechtsprechung sind für viele eine trockene Materie. Was fasziniert Sie persönlich daran?

KM: Der präzise sprachliche Ausdruck in Gesetzestexten und Urteilen. Bereits in meiner Jugend konnte ich mich unter anderem für Justizfilme begeistern. Die raffinierten Parteibefragungen und Plädoyers der Parteivertreter sowie die Urteilsfindung der Richterinnen und Richter haben mich schon immer fasziniert. Als Richter erachte ich es als Privileg, Rechtsfragen unparteiisch und unabhängig beurteilen zu dürfen, was ich sehr schätze und wofür ich dankbar bin.



Zu wenig (zum) Leben *Armut prägt in der reichen Schweiz den Alltag von Hunderttausenden. Für die Betroffenen bedeutet das weit mehr als Geldmangel. Auch gesundheitliche Belastungen, gesellschaftliche Isolation oder mangelnde Handlungsfähigkeit engen sie ein. Wollen wir den Teufelskreis durchbrechen, müssen wir investieren statt stigmatisieren.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER
FOTO: CLAUDIA LINK

Ach lass, ich lade dich ein.» Wer kennt es nicht, dieses fast beiläufige Ritual, von jemandem zum Kaffe eingeladen zu werden und sich bei nächster Gelegenheit dafür zu revanchieren? Was aber, wenn es kein nächstes Treffen gibt – aus purer Scham darüber, dass das Geld für einen Cappuccino nicht reicht? Armut wird in der Schweiz oft übersehen oder bleibt unsichtbar, u. a. gerade wegen des häufigen sozialen Rückzugs von Betroffenen. Gleichwohl ist sie alltäglich. Laut Bundesamt für Statistik (BFS) waren 2016 rund 615 000 Personen oder 7,5 Prozent der ständigen Wohnbevölkerung von Einkommensarmut betroffen. Darunter sind Obdachlose und Menschen, die von der Sozialhilfe oder von Ergänzungsleistungen zur Altersrente leben müssen. Aber auch 140 000 sogenannte Working Poor, also Männer und Frauen, die es trotz Arbeit mit dem erzielten Einkommen nicht über die Armutsgrenze schaffen.

Eine gesetzlich verbindliche nationale Armutsgrenze gibt es nicht, weil die Sozialhilfe kantonal geregelt ist. Das BFS orientiert sich, wie die meisten Kantone, an den Empfehlungen der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (SKOS). Diese berechnet, wie viel Geld jemand nach Abzug der regional sehr unterschiedlichen Kosten für die Wohnung und die medizinische Grundversorgung vermeintlich zum Leben braucht. Gegenwärtig liegt dieser Wert für Einzelpersonen bei monatlich 986 Franken. Für eine Familie mit zwei Erwachsenen und zwei Kindern bei 2110 Franken. Damit

müssen u. a. Essen, Kleidung, Telefon und Internet, Energieverbrauch, laufende Haushaltsführung, Gesundheitspflege, Verkehrsauslagen, Bildung, Körperpflege sowie Vereinsbeiträge, Unterhaltung und Hobbys bezahlt werden. Zu wenig, finden die einen, zu viel, meinen die anderen. Im gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Umfeld obliegen eher jene, die den Betrag noch tiefer ansetzen wollen.

Druck oder Motivation mit Zahlen

Der politische Druck auf die SKOS ist entsprechend gross. Einige Kantone streben beim Grundbedarf tatsächlich tiefere Werte als die empfohlenen an, und einzelne Gemeinden sind gar ganz aus der SKOS ausgetreten. «Eine höchst bedenkliche Entwicklung», findet Carlo Knöpfel, Professor für Sozialpolitik und Soziale Arbeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz. Bestätigt wird er von einer im Dezember 2018 erschienenen und von der SKOS selbst in Auftrag gegebenen Studie. Weitere Abstriche am Grundbedarf würden demnach zu einschneidenden Einschränkungen führen und seien ohne Beeinträchtigung der Gesundheit sowie ohne Defizite bei der Integration in die Gesellschaft nicht möglich. Andere stellen dem entgegen, dass die Anreize für den Weg aus der Sozialhilfe mit zusätzlichem Druck über geringere Leistungen gestärkt werden müssten. «Die laufenden Debatten zeigen, wie sehr sich die Haltung unserer Gesellschaft gegenüber Armutsbetroffenen verändert hat und wie leicht es fällt, sie als unwillige Schmarotzer hinzustellen», beobachtet

der Experte. «Dabei ist der Anstieg der Sozialhilfekosten zu einem guten Teil politisch hausgemacht», sagt Knöpfel akzentuiert und verweist damit auf den ebenfalls zunehmend härteren Gangart bei der Invaliden- und Arbeitslosenversicherung. «Von dort werden immer mehr Personen direkt in die Sozialhilfe gedrängt.» Die Probleme würden demnach nur verschoben und entstünden nicht neu – zum Beispiel durch «faule Migrantinnen und Migranten».

Migrationshintergrund reicht nicht

Ein Migrationshintergrund allein ist kein Armutsrisiko. Viel entscheidender ist die berufliche Qualifikation. So sind beispielsweise Deutsche oder Japanerinnen hierzulande weniger gefährdet als Schweizerinnen und Schweizer. Armutsbetroffen sind insbesondere Menschen mit einem ungenügenden oder unpassenden Bildungsrucksack sowie Personen mit gesundheitlichen Schwierigkeiten, also mit ganz bestimmten sozioökonomischen Voraussetzungen. Dazu gehören überdurchschnittlich viele Alleinerziehende oder Familien mit mehr als drei Kindern. «In gewissen Migrationsgruppen häufen sich diese Faktoren, was dazu führt, dass sie tatsächlich überdurchschnittlich armutsgefährdet sind. Ist das der Fall, haben sie zusätzlich meist mit sprachlichen und anderen migrationsspezifischen Herausforderungen zu kämpfen», gibt Knöpfel zu bedenken und empfiehlt für das Verständnis dieser besonderen Herausforderungen einen grundsätzlichen Blick auf die verschiedenen Armutsfallen.

Wandel des Arbeitsmarkts

Paradoxerweise liegt eine der grössten Gefahren im wirtschaftlichen Erfolg der Schweiz. Hiesige Unternehmen bieten zunehmend Jobs für Gutqualifizierte, weniger anspruchsvolle Aufgaben werden verlagert oder durch digitale Lösungen gleich ganz abgeschafft. Auf diesen strukturellen Wandel sei die Arbeitslosenversicherung nicht ausgerichtet. «Sie ist in der heutigen Form ein Instrument zur Bekämpfung von konjunktureller Arbeitslosigkeit. Bei den Langzeitarbeitslosen macht sie zu wenig», so Knöpfel, der

viele Jahre Leiter Grundlagen und Evaluation von Caritas Schweiz war. Bei fehlenden oder unpassenden Qualifikationen steigt somit der Aufwand, (wieder) einen Job zu finden, signifikant. «Das fordert uns erst recht bei der Arbeitsmarktintegration von

neu in die Schweiz eingewanderten Menschen ohne hiesige Schul- oder Berufsausbildung und mit zu wenig Deutschkenntnissen. Für sie ist der Einstieg besonders schwierig» (vgl. MIX 01/2018). Den Kanton Waadt hat u. a. diese Erkenntnis veranlasst, sein Stipendienwesen mit der Sozialhilfe zu harmonisieren. Jugendliche erhalten seit einigen Jahren Geld für eine Ausbildung statt Sozialhilfe und werden bis zum Abschluss von Coaches begleitet. Ähnliches versuchen Projekte in den Kantonen Basel-Stadt und Bern, in deren

«Viele kämpfen sich als Working Poor durchs Leben und geraten in eine Schuldenspirale.»

Rahmen erwachsene Sozialhilfeempfängerinnen und -empfänger oder Menschen, die bildungsbedingt von Armut bedroht sind, eine Erstausbildung nachholen können. «Der Weg in die richtige Richtung», findet Knöpfel, denn der personelle und finanzielle Mehraufwand sowie die Geduld würden sich längerfristig lohnen: «Mit einer nachhaltigen Ablösung von der Sozialhilfe sinkt die Rückfallgefahr. Die professionelle Begleitung nimmt nämlich Druck von den Betroffenen, möglichst sofort Geld zu verdienen und dadurch womöglich in ein prekäres Arbeitsverhältnis mit zu tiefen Löhnen zu rutschen.»

In der Schuldenfalle

Armutsbetroffene mit Migrationshintergrund haben in solchen Abhängigkeitsverhältnissen zusätzlichen Durchhaltedruck, weil ihnen möglicherweise der Verlust oder die Herabstufung des Aufenthaltsstatus droht, wenn sie stattdessen Sozialhilfe beziehen würden. «Viele kämpfen sich deshalb als Working Poor durch das Leben und geraten oft zusätzlich in eine Schuldenspirale», weiss Knöpfel. Und schon eröffnet sich ein weiterer Teufelskreis. Wird deswegen nämlich jemand betrieben, ist es praktisch unmöglich, eine passendere oder günstigere Wohnung zu finden. Wird jemandem der Lohn gepfändet, ist die Stellensuche noch aussichtsloser. Wohnt aber jemand schlecht, zum Beispiel an einem lauten Ort, kann das Einfluss auf den Schlaf, die Gesundheit, die Leistungsfähigkeit und letztlich wieder auf die beruflichen Perspektiven haben. «Arm ist entsprechend nicht nur, wer finanzielle Sorgen hat, sondern auch, wer über eingeschränkte Handlungsoptionen und prekäre Lebensverhältnisse verfügt», betont Knöpfel. Er plädiert dafür, insbesondere bei der Sozialhilfe noch mehr in Lösungen zu investieren, die neben den beruflichen und monetären Faktoren auch Aspekte wie das Wohnumfeld, die soziale Integration oder die Gesundheit berücksichtigen. Letztere wird am meisten unterschätzt. Dabei ist längst wissenschaftlich erwiesen, dass Armut auf Dauer krank macht – psychisch wie auch physisch. Der tägliche Kampf über die Runden zu kommen, ist auch ein Kampf gegen Stress, Depression und Süchte. Überdies haben Menschen mit tiefen Einkommen schlechteren Zugang zur Gesundheitsversorgung, ernähren sich oft unausgewogen und leben im Durchschnitt auch weniger lang.

Betroffen sind insbesondere Menschen mit ungenügendem Bildungsrucksack.

Mehr als Zahlenklauberei

Auf die vielen wechselwirksamen Gesichtspunkte angesprochen, nickt Gabriela Felder, Projektleiterin der Nationalen Plattform gegen Armut. Basierend auf dem fünfjährigen und Ende 2018 abgeschlossenen Programm gegen Armut vertiefen darin Bund, Kantone, Städte, Gemeinden und Organisationen der Zivilgesellschaft wichtige Aspekte der Armutsprävention. «Unsere Erkenntnisse aus den vorangegangenen 16 Studien und 27 geförderten Pilot- und Evaluationsprojekten in den Themen Bildungschancen ab der frühen Kindheit bis ins Erwachsenenalter, aber auch zur sozialen und beruflichen Integration sowie zu den allgemeinen Lebensbedingungen bestätigten den weiteren Bedarf einer gemeinsamen Bearbeitung dringlicher Präventionsthemen», sagt sie. Gerade Verbesserungen bei den Lebensbedingungen, wie z.B. eine angemessene Wohnung, seien eine wichtige Voraussetzung für den Erfolg anderer Präventionsmassnahmen. «Wenn wir über effektive, dem Bedarf der Betroffenen entsprechende Lösungen nachdenken, müssen wir schon bei der Erstinformation und -beratung ansetzen», fordert Felder. Viele Angebote seien zwar sehr gut, aber erreichen die Personen, für die sie gedacht sind, noch zu wenig. Erst recht sozial isolierte Menschen mit sprachlichen Hürden und wenig Wissen über das Sozial-, Bildungs- oder Gesundheitssystem. Als positives Beispiel nennt sie «Fribourg pour tous», mit dem der Kanton Freiburg ein breites Erstinformationsangebot direkt zu den Menschen bringt – zum Beispiel mit einem fixen Schalter im Einkaufszentrum oder mit Info-Bussen vor Supermarktfilialen. «Beratungs- und Förderangebote verfangen besser, wenn man direkt in der Lebensrealität der Betroffenen einen Erstkontakt herstellen und ein Vertrauensverhältnis aufbauen kann», betont Felder. Das brauche oft Zeit und beisse sich teilweise mit einem weiteren Armutsproblem: dem Rückzug bzw. der sozialen Isolation der Betroffenen. «Sie erschweren die Erreichbarkeit und belasten die Betroffenen massiv. Zudem können sie bei Personen mit Migrationshintergrund deren Integration erschweren. Gerade die Vernetzung mit Einheimischen, zum Beispiel über den Arbeitsplatz, die Schule oder Vereine, wäre dafür essenziell», sagt Knöpfel und lobt hier insbesondere Initiativen wie die Kulturlegi von Caritas Schweiz, die zumindest eine gewisse kulturelle Teilhabe auch mit minimalem Budget ermögliche.

Armutsrisiko Familie

Nachdenklich stimmt auch der hohe Anteil von Kindern und Jugendlichen: Sie machen ein ganzes Viertel aller Armutsbetroffenen aus. Knöpfel sieht einen Grund dafür in fehlenden oder mangelhaften staatlichen Rahmenbedingungen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Kitas zu fördern, sei zwar ein erster Schritt in die richtige Richtung, diese müssten aber auch bezahlbar sein. «Sonst bleiben Erziehungsberechtigte in einem Teufelskreis zwischen zu teuren Betreuungsplätzen und unvereinbaren Arbeitszeiten bei möglichen Arbeitgebern. Da bleibt auch kaum Zeit für die Betreuung und Förderung des Nachwuchses», so Knöpfel weiter. Ein Teufelskreis, der immense Konsequenzen auf das Leben der Kinder hat. Für Gabriela Felder ist die Familie

daher das Epizentrum in der Armutsprävention: «Armut ist leider vererbbar, und es muss unser Interesse sein, das mit gezielten Angeboten für Eltern, Kinder und Jugendliche zu durchbrechen», sagt sie und erklärt im ausführlichen Interview mit der MIX auch, wie das gelingen kann (vgl. S. 8).

Erfreulicherweise entkommt ein Teil des Nachwuchses der Negativspirale bisweilen auch ohne gezieltes Programm. In diesem Zusammenhang fällt oft das Stichwort Resilienz. Sowohl Felder als auch Knöpfel wollen die Widerstandsfähigkeit aber nicht allein an individuellen kognitiven oder sozialen Fähigkeiten festmachen. Zu oft würden den Betroffenen auch dann noch Steine in den Weg gelegt. Was beide betonen, ist die Bedeutung von Vertrauenspersonen ausserhalb des Elternhauses. «Das kann eine Tante, die Pfarrerin, ein Lehrer, ein Sportcoach oder auch eine Mentorin von einem Hilfswerk sein. Jemand, der immer wieder sagt, du kannst es, du schaffst es, geh dort hin, ruf die oder den an. Personen also, die das bei Armutsbetroffenen und bei Migrantenfamilien erst recht oft fehlende soziale Netzwerk kompensieren», erklärt Knöpfel.

Biografieabbild Altersarmut

Aufsuchende, niederschwellige und zielgruppengerechte Wege seien auch am anderen Ende des Lebensweges notwendig, sagt Hildegard Hungerbühler vom Schweizerischen Roten Kreuz (SRK). «Im Alter akzentuieren sich die Folgen der bisherigen Lebensverhältnisse, wobei Migrantinnen und Migranten, die heute im fortgeschrittenen Alter sind, ein deutlich höheres Altersarmutsrisiko haben als Schweizerinnen und Schweizer. Das lässt sich anhand der Ergänzungsleistung gut aufzeigen», weiss sie. Ein wichtiger Grund läge in der Arbeitsbiografie. Die erste Generation der Arbeitsmigrantinnen und -migranten, die in den 1950er- und 1960er-Jahren aus Europas Süden in die Schweiz kamen, haben grösstenteils keine oder nur wenig Bildung mitgebracht. «Dafür einen ausgeprägten Willen, ihre ökonomische Situation mit harter Arbeit mehrheitlich in Tieflohnssektoren, für die sie gezielt angeworben wurden, zu verbessern», betont Hungerbühler. Tiefe Löhne sind entsprechend nicht nur ein unmittelbares Armutsrisiko, sondern auch eine aufgeschobene Armutsfalle nach der Pensionierung. Die tiefen Renten reichen dann höchstens zusammen mit Ergänzungsleistungen. Kommt nach der jahrelangen Plackerei die Schädigung der Gesundheit hinzu, kann sich die Situation verschärfen. Hier setzt das SRK mit dem Projekt Migesplus zur Stärkung der Gesundheitskompetenz an. Auf dass sich ein weiterer der vielen Teufelskreise durchbrechen lässt. ○

«Armut ist leider vererbbar. Wir müssen das mit gezielten Angeboten für Eltern, Kinder und Jugendliche durchbrechen.»



Die Jüngsten aus der Armutsfalle holen

Gabriela Felder ist Projektleiterin der Nationalen Plattform gegen Armut 2019–2024. Kinder und Jugendliche liegen den Beteiligten besonders am Herzen.

INTERVIEW: PHILIPP GRÜNENFELDER
FOTO: CLAUDIA LINK

MIX: Frau Felder, der Bundesrat unterstreicht in seinen Zielsetzungen für die Plattform gegen Armut, wie dringend der Fokus auf die Jüngsten der Gesellschaft gerichtet werden muss. Weshalb diese Priorisierung?

Gabriela Felder (GF): Rund 108 000 Kinder und Jugendliche sind in der Schweiz armutsbetroffen. Dies zeigt, dass sich nicht nur Reichtum vererben lässt, sondern auch Armut. Mit unserer Arbeit wollen wir Beiträge gegen diesen Teufelskreis leisten.

MIX: Inwiefern leiden sie besonders unter Armut?

GF: Das zeigt sich auf ganz vielschichtige Weise. Teenager fühlen sich beispielsweise oft einsamer als Gleichaltrige, weil sie im Vergleich zu ihnen in einem weniger anregungsreichen Umfeld aufwachsen. Einerseits, weil ihnen die Eltern keine kostenpflichtigen Freizeitangebote oder Mitgliedschaften in Vereinen finanzieren können, und andererseits, weil sie sich aus Scham über ihre Lebensverhältnisse zurückziehen. Umgekehrt fehlen ihnen allenfalls aufgrund enger Wohnverhältnisse auch Rückzugsmöglichkeiten vor der Familie, die sie in dieser Lebensphase zunehmend bräuchten.

MIX: Sind solche Rückzugstendenzen auch bei den jüngeren Kindern auszumachen?

GF: Die Problematik wird natürlich früh angelegt. Ein Beispiel dafür sind Kindergeburtstage: Ein Kind geht vielleicht nicht hin, weil es im Vergleich zu anderen kein ansprechendes Geschenk mitbringen kann. Gleichzeitig lädt das Kind selbst nicht ein, weil ihm das Wohnumfeld peinlich ist und sich die Familie ein Fest sowieso nicht leisten kann. Und auch Kinder werden durch suboptimale Wohnsituationen beeinträchtigt: Günstiger Wohnraum liegt vor allem in Städten und Agglomerationen häufig an unattraktiven Orten mit wenig kindergerechten Spiel- und Aussenräumen oder mit grossen Verkehrs- und Lärmaufkommen. Kumuliert haben diese Faktoren negative Auswirkungen auf die Entwicklung der Kinder.

MIX: Dabei ist unbestritten, wie wichtig die frühkindliche Entwicklung und Förderung für die späteren Lebenschancen sind ...

GF: Tatsächlich wird in den ersten Lebensjahren die Basis für wichtige kognitive, emotionale und soziale Entwicklungen gelegt. Sie ist entscheidend für die ganze

schulische Laufbahn bis hin zum späteren Berufseinstieg und somit den Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Die Wohnsituation ist dabei nur ein Problem. Viele armutsbetroffene Eltern müssen grundsätzliche Abstriche bei der sogenannten frühen Förderung machen – aus materiellen Gründen und/oder weil sie selbst mit gesundheitlichen oder psychischen Belastungen absorbiert sind. Das kann weniger für die Entwicklung wichtige Anregungen wie gemeinsames Spielen und Geschichtenerzählen bedeuten. Oder es mangelt an altersgerechten Spielsachen und Büchern. Später kommt hinzu, dass Eltern ihren Kindern keinen Musik- und Sportunterricht oder keine bezahlte Nachhilfe bieten können. Notabene ein weiterer Isolationsförderer, der längerfristig folgenreich ist: Wobei wir wieder beim Thema Teufelskreis wären.

MIX: *Gibt es diesbezüglich Unterschiede zwischen Familien mit und ohne Migrationshintergrund?*

GF: Wir haben vermehrt Hinweise dafür gefunden, dass sozial benachteiligte Menschen mit Migrationshintergrund noch ein paar Hürden mehr zu bewältigen haben als Einheimische. Die grösste liegt in mangelnden Sprachkenntnissen, insbesondere bei den Eltern. Darüber hinaus können Mehrfachbelastungen oder interkulturelle Gründe dazu führen, dass sie unterstützende Angebote weniger nutzen. So stellt sich bisweilen die Frage, ob eine Mutter, die sich zu Hause hauptsächlich um die Erziehung kümmert, auch selbst an den Elternabenden teilnimmt oder diese Rolle dem Vater vorbehalten ist. Diese und andere Gründe führen dazu, dass Erziehungsberechtigten oft das Detailwissen über das hiesige Unterstützungs- und Bildungssystem bzw. die Bedeutung der Bildung fehlt. Allerdings möchte ich betonen, dass solche Wissenslücken auch bei bildungsfernen Schweizerinnen und Schweizern vorhanden sind.

MIX: *Wie kann man dem entgegenwirken?*

GF: Indem man Eltern grundsätzlich möglichst partnerschaftlich, bedarfsgerecht und nicht von oben herab dazu befähigt – idealerweise in ihrem direkten Lebensumfeld. Das ist einfacher gesagt als getan, weil

es viel Geduld und vielleicht auch aufsuchende Angebote braucht, um sie überhaupt zu erreichen. Nicht alle Armutsbetroffenen sind als solche erkenntlich. Aufmerksames Beobachten durch Fachpersonen in Kontakt mit Eltern, Kindern und Jugendlichen ist deshalb wichtig, um Unterstützungsbedarf möglichst früh

«Wir müssen Eltern partnerschaftlich, bedarfsgerecht und nicht von oben herab befähigen.»

zu erkennen. Viele Angebote wie «Brückenbauer/innen» und «schritt:weise» oder niederschwellige Informations- und Gesprächsangebote wie «Femmes-Tische» schaffen diesen Spagat schon sehr gut und suchen Kontakt über Quartiertreffpunkte, Migrantenvereine oder die Mütter- und Väterberatung. Letztere haben eine wichtige Vermittlungsfunktion zu möglichen weiterführenden Unterstützungsangeboten.

MIX: *Inwiefern?*

GF: Zusammen mit Hebammen, Kinderärzten und anderen Akteuren des Gesundheitssystems sind sie sehr früh in Kontakt mit den Eltern. Besonders niederschwellig und somit ein wichtiger Zugangspunkt, um benachteiligte Familien zu erreichen, sind z.B. auch Familienzentren, in denen solche und andere Angebote zusammen mit Bibliotheken, Sprachförderkursen oder Kinderbetreuung unter einem Dach sind. Derartige Modelle verkürzen Wege, vereinfachen die Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Angeboten und erhöhen damit die Chancen auf bedarfsgerechte und nach Möglichkeit kontinuierliche Begleitung.

MIX: *Ist eine solche Begleitung auch über die frühe Kindheit hinaus sinnvoll?*

GF: Unbedingt. Insbesondere Übergänge wie der Eintritt in die Schule oder von der Schule in eine Lehre usw. sind sensible Phasen. Hier gibt es zum Teil Brüche aufgrund der verschiedenen involvierten Systeme, die sich gerade für sozial benachteiligte Kinder und Jugendliche nachteilig auswirken können. Beispielsweise wenn nach der obligatorischen Schulzeit Anschlusslösungen fehlen. Der Kanton Bern hat dies hinsichtlich der Berufswahl und -ausbildung erkannt und eine sogenannte «Betreuungskette» eingeführt,

die die Zusammenarbeit zwischen den Sozialdiensten und dem Bildungsbereich regelt. Dabei können von der Sozialhilfe unterstützte Jugendliche ab dem 7. Schuljahr auf ihrem Weg in die Arbeitswelt langfristig vom Case Management Berufsbildung begleitet werden.

MIX: *Welchen Folgen wären die Jugendlichen ohne eine solche Begleitung ausgesetzt?*

GF: Dadurch, dass die Eltern das Schweizer Bildungssystem zu wenig kennen, wissen sie oft nicht, dass ihre Kinder etwa Anspruch auf Unterstützungsmöglichkeiten hätten. Das würde den Druck erheblich senken. Erschwerend kommt hinzu, dass es den betroffenen Familien oft an sozialer Vernetzung fehlt. Dabei ist diese gerade bei der Berufswahl sehr wichtig. Über das persönliche Netzwerk ermöglichen Eltern Schnupperlehren oder können ihren Kindern bestimmte Berufsbilder näherbringen. Noch wichtiger ist aber die Motivationsfrage: Die Bildungserwartung der Eltern hat massgeblichen Einfluss auf die Berufswahl von Jugendlichen, wie Studien des Nationalen Programms gegen Armut bestätigten. Bildungsferne oder sozial benachteiligte Eltern erwarten unter Umständen aufgrund von Existenzängsten, dass ihre Kinder eine Ausbildung wählen, die schnell abgeschlossen werden kann, und den Nachwuchs möglichst bald finanziell unabhängig macht. Jugendliche sind durch solche Erwartungshaltungen beeinflusst, wagen es unter Umständen nicht, sich mit einer passenderen, nachhaltigeren Berufswahl auseinanderzusetzen – und es besteht die Gefahr, dass sie in der Folge selbst in prekäre Arbeitsbedingungen in Tieflohnsektoren gelangen.

MIX: *Die Schulen stehen hier nicht in der Pflicht?*

GF: Die Schulen leisten bereits viel. Dennoch besteht auch hier Weiterentwicklungsbedarf. Eine unserer Studien empfiehlt zum Beispiel verstärkte Bestrebungen in der Früherkennung von Risiken eines nicht erfolgreichen Berufsabschlusses – idealerweise bereits ab der Primarschule. Dies, indem Schulen etwa noch stärker die Schulsozialarbeit oder das Case Management Berufsbildung nutzen. ○

→ gegenarmut.ch

Hinstehen *Erfreulich viele Menschen übernehmen Verantwortung für die Ärmsten der Gesellschaft. Ob ehrenamtlich oder in einer beruflichen Funktion: Sie leisten damit einen kostbaren Beitrag, wie drei Beispiele zeigen.*

TEXTE: PHILIPP GRÜNENFELDER
FOTOS: DONATA ETTLIN



Walter Noser, Stiftungseiter SOS Beobachter, Zürich

Lücken schliessen, wo andere nicht können

Oft sind es scheinbare Nichtigkeiten, die uns einen grossen Schritt weiterbringen – Armutsbetroffene erst recht. Das zeigen die jährlich rund 2600 Anträge an unsere Stiftung – und vor allem die berührenden Feedbacks der Unterstützten. Zum Beispiel die grosse Erleichterung eines 22-jährigen Afghanen, dem wir jüngst einen Beitrag an die Kosten seiner Fahrstunden bewilligt haben. Der Lehrlingslohn und die Asylnothilfe des alleine in die Schweiz Geflüchteten reichten dafür schlicht nicht aus. Und ohne den berufsnotwendigen Führerschein, den auch sein Lehrbetrieb nicht finanzieren konnte, wäre die Ausbildung zum Metallbaupraktiker praktisch nutzlos: Der junge Mann wäre arbeitslos. Wir achten grundsätzlich darauf, dass wir Lücken schliessen, die weder die öffentliche Hand noch Sozial- und andere Versicherungen können oder wollen und die den Armutsbetroffenen einen möglichst nachhaltigen Nutzen bringen. Das ist auch ganz im Sinne unserer Spenderinnen und Spender, die zum Glück wissen, dass auch die vermeintlich kleinen Dinge in der Summe viel Geld kosten.» ○

→ sosbeobachter.ch



Avji Sirmoglu, Co-Initiatorin Planet13, Basel
Perspektiven bieten, wo das Geld fehlt

Unser Internetcafé startete vor zwölf Jahren, weil wir sahen, wie sich ein Graben öffnet zwischen den Menschen mit und ohne Webzugang. Bis heute fehlt vielen Armutsbetroffenen eine zeitgemässe Infrastruktur mit Computern, Druckern und Scannern. Dabei geht bei der Job- und Wohnungssuche oder bei Behördenformalitäten nichts mehr ohne. Neben 23 Arbeitsstationen bieten wir bei Bedarf auch sprachliche und inhaltliche Unterstützung an. Sehr gefragt sind unsere kostenlosen Computer-, Englisch- und Deutschkurse. Besonders am Herzen liegt mir unsere «Uni von unten» mit monatlichen Vorträgen, Lesungen und Diskussionsabenden. Dabei schätzen die Besuchenden die vertrauensvolle Umgebung. Viele kommen auch nur für einen Kaffee oder Schwatz vorbei, was immer für einen multikulturellen Betrieb sorgt. Nach wie vor ist Hilfe zur Selbsthilfe meine tiefe Überzeugung und ich engagiere mich täglich dafür, dass auch andere sozial und monetär Benachteiligte neue Perspektiven entwickeln können. Dafür braucht es allerdings auch gesellschafts- und sozialpolitisch grundlegende Veränderungen. Auf dass sich für alle mehr gute Arbeitsstellen und Chancen auf Weiterbildungen oder sogar Umschulungen ergeben werden.»

→ planet13.ch



Urs Möschli, Leiter Caritas-Markt, Basel
Verkaufen, was man sich leisten kann

Viele konnten es nicht verstehen, als ich vor 16 Jahren meinen gut dotierten Wirtschaftsjob aufgab. Für mich persönlich war der Wechsel in den Caritas-Markt allerdings ein Schritt vorwärts. Endlich hatte ich eine sinnvolle Aufgabe, bei der ich bis heute jeden Tag erfahren kann, was Nächstenliebe bedeutet. Wir verkaufen ja nicht nur Lebensmittel und Produkte des täglichen Bedarfs, etwa aus Restposten, zu Tiefstpreisen an Armutsbetroffene. Für viele von ihnen sind wir auch ein Begegnungsort, an dem sie der Einsamkeit einen Moment ent-rinnen können. Wenn wir nachmittags öffnen, geht es hier zu wie in einem Bienenhaus. Bis zu 200 Personen kaufen täglich bei uns ein. Neben meiner Sozialkompetenz kommt mir sicher auch die Businesserfahrung zugute. Einerseits weil ich die wirtschaftliche Verantwortung für den selbstverwalteten Laden trage. Andererseits als Vorgesetzter. Neben dem fixen Team bieten wir auch Einsatzplätze für Erwerbslose an – was für eine Freude, wenn ich ihnen zu neuem Selbstvertrauen verhelfen kann und sie dadurch später wieder einen Job finden.»

→ caritas-markt.ch

Armut ist weiblich *Frauen sind einem deutlich höheren Armutsrisiko ausgesetzt als Männer. Thematische Stadtrundgänge veranschaulichen ihre teilweise prekären Lebenslagen und stimmen nachdenklich. Unterwegs mit Lilian Senn und Danica Graf.*



Lilian Senn lebte mehrere Jahre auf der Gasse.

TEXT: PHILIPP
GRÜNENFELDER
FOTO:
RUBEN HOLLINGER

Eigentlich ist es ganz schön mild an diesem Basler Frühlingsmorgen. Eigentlich. Denn die Worte von zwei engagierten Frauen schaffen, wogegen die erstarkende Sonne erfolglos ankämpft. Sie lassen den Teilnehmenden des Surprise-Stadtrundgangs «Überleben auf der Gasse» einen kühlen Schauer über den Rücken laufen. Nicht nur einmal, sondern immer wieder berühren die Ausführungen von Lilian Senn und Danica Graf: vor dem Frauennotschlafstelle genauso wie vor der Gassenküche oder der Frauenoase, einer Anlaufstelle u. a. für Sexarbeiterinnen. Die Stadtführerinnen zeigen auf, wie es den ärmsten Frauen der Gesellschaft ergeht und welche Orte ihren Alltag prägen. Dadurch gewähren sie auch Einblicke in ihr eigenes bewegtes Leben. Und das war – wie bei vielen armutsbetroffenen Frauen – geprägt von Missbrauch und Gewalt.

Die Maske ablegen

Dass die beiden heute so entspannt von ihren Schicksalsschlägen und dem schieren Kampf ums Überleben erzählen, ist nicht selbstverständlich. Zu sehr werden Armutsbetroffene stigmatisiert, zu oft verstecken sie sich selbst. «Ich sträubte mich anfänglich und überlegte sehr lange, ob ich

diese Aufgabe übernehmen will», gibt Senn in ihrer erfrischend direkten Art zu. Der Verein Surprise (vgl. Kasten) musste über ein Jahr immer wieder auf sie zugehen und sie davon überzeugen, dass das Thema auch ein weibliches Gesicht braucht. Denn gerade auf der Gasse sind Frauen noch unsichtbarer als ihre männlichen Kollegen. Senn weiss, wovon sie spricht, wie obdachlose Frauen versuchen, zumindest mit einem gepflegten Äusseren den Schein zu wahren, gleichzeitig nicht zum Freiwild zu werden. Sie lebte bis vor Kurzem selbst mehrere Jahre ohne festen Wohnsitz, schlief immer mal wieder im Freien. «Ich bin froh, konnte ich die Maske ablegen», sagt die 62-Jährige, und Graf stimmt ihr umgehend zu. «Ich bin an dieser Aufgabe gewachsen», sagt sie und spricht damit einen wichtigen Punkt an. Die Rundgänge sensibilisieren nicht nur die Teilnehmenden, die Aufgabe bietet auch den Führenden eine neue Perspektive, eine Entfaltungschance. Nicht zuletzt, weil in der Vorbereitung auch eine intensive Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie erfolgt. «Wenn du mittellos bist, wird dir die ganze Zeit zu verstehen gegeben, dass du zu nichts taugst, dass du faul bist, nicht dazu gehörst», so Senn. Irgendwann glaube man das selbst, dabei hätte sie einst ein erfolgreiches Berufsleben gehabt. Nur habe sie sich vor lauter Funktionieren nicht mehr der eigenen Psyche und ihrer Vergangenheit stellen können, sagt sie. «Plötzlich fällt man im falschen Moment einen schlechten Entscheid und zack gerät man in einen Teufelskreis.»

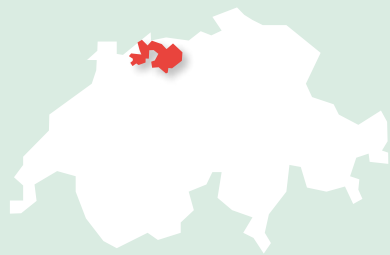
Die Augen öffnen

Bei der 43-jährigen Graf löste nach den wiederkehrenden Gewalt- und Missbrauchserfahrungen der plötzliche und unverschuldete Wegfall ihrer so schon knappen Existenzgrundlage eine posttraumatische Belastungsstörung aus. «Irgendwann kann man sich nicht mehr einfach durchmogeln», gibt die heute alleinerziehende Mutter zu bedenken und will anderen Betroffenen damit Mut machen. Mut, zu sich und seiner Geschichte zu stehen, sich schrittweise aus ihr herauszuarbeiten. Mut, den ihr u. a. die Opferhilfe machte und der sie heute gar in einem Verein für einen Opfer-Täter-Dialog mitarbeiten lässt. «Jetzt kann ich selbst Brückenbauerin sein», freut sie sich. Auch Senn schätzt ihre wichtige Aufgabe, der Welt die Augen zu öffnen: «Am schönsten ist es, wenn Jugendliche nach einer Tour offenherzig und aufrichtig zu mir kommen und sagen: «Wir sehen jetzt vieles anders».»

MEHR ALS EIN MAGAZIN

Der Verein Surprise gibt längst nicht nur das Strassenmagazin heraus. Neben weiteren Projekten organisiert er in Basel, Bern und Zürich auch thematische Armuts-touren, auf denen ausgebildete Stadtführerinnen und -führer aus ihrem Alltag erzählen und Orte zeigen, an denen man sonst achtlos vorbeigeht.

→ surprise.ngo



Lücken schliessen *Das Pilotprojekt Integrationsvorlehre erleichtert jungen Flüchtlingen den Übergang in die Berufsausbildung.*

TEXT: JACQUELINE BECK

Bei uns gibt es die Integrationsvorlehre wegen Filimon Woldeselassie», sagt Tobias Sprecher, Inhaber und Geschäftsführer der Leonhardt Spenglerei AG in Basel. Im Frühling 2017 hatte ihm der damals 19-jährige Eritreer eine Bewerbung geschickt. Zu jener Zeit besuchte er gerade die Integrations- und Berufsvorbereitungsklasse in Muttenz. Sprecher lud ihn zu einer Schnupperwoche ein – und hängte später ein halbjähriges Praktikum an.

«Bei Filimon war ganz klar, dass er wollte. Also haben wir nach einer Lösung gesucht.»

Dass der junge Mann ein motivierter, angenehmer und zuverlässiger Mitarbeiter war, erkannte sein Betreuer rasch. Bereits in seinem Heimatland hatte Woldese-

lassie im Metallbau gearbeitet und brachte entsprechendes handwerkliches Geschick mit. Nur mit den Deutschkenntnissen haperte es noch. Diese reichten nicht aus, um im darauffolgenden Sommer eine reguläre Lehre anzutreten. «Es gibt Jugendliche, die können, aber nicht wollen», sagt Sprecher. «Bei Filimon war ganz klar, dass er wollte. Also haben wir nach einer Lösung gesucht.»

Breites Berufsspektrum

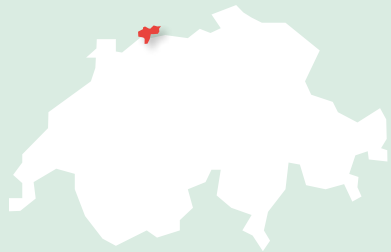
Die Integrationsvorlehre (INVOL) hat der Bund auf das Schuljahr 2018/19 hin als vierjähriges Pilotprojekt lanciert. Anerkannten Flüchtlingen und vorläufig Aufgenommenen soll damit der Übergang in die Berufsausbildung erleichtert werden. Während eines Jahres können sie Lücken bei den sprachlichen, kulturellen und beruflichen Grundkompetenzen schliessen, um später möglichst einen qualifizierten und ihren Fähigkeiten entsprechenden Berufsweg einschlagen zu können. So will der Bund langfristig die Sozialhilfekosten senken.

Im Kanton Basel-Landschaft absolvieren aktuell 30 junge Flüchtlinge in 15 verschiedenen Berufen eine INVOL. Im Unterschied zu anderen Kantonen, wo mit Branchenverbänden wie GastroSuisse kooperiert wird, ist sie hier in allen Berufen möglich. Voraussetzung ist, dass sie bei einem anerkannten Lehrbetrieb stattfindet.

Auch Ältere ansprechen

Von der angehenden Pharma-Assistentin über den Schreiner bis hin zur Fachperson Pflege oder Betreuung: Alle haben ihre Vorlehrstelle auf eigene Faust – teilweise auch über die Kantongsgrenzen hinaus – gefunden. An zwei Tagen pro Woche drücken die Lernenden die Schulbank, an den anderen dreien sind sie im Betrieb. Auch für die kommenden drei Jahre sind am Bildungszentrum kvBL in Muttenz 30 bzw. ab 2020 jeweils 37 INVOL-Plätze reserviert. Darauf sollen künftig vermehrt auch bis 35-Jährige aufmerksam gemacht werden, wie Anne Tondorf vom Stab Berufsbildung des Kantons erläutert. Den Fokus will man nach dem ersten Pilotjahr auf die vertiefte Potenzialabklärung legen. Neben der beruflichen Erfahrung ist dabei vor allem das Sprachniveau (mind. A2) ausschlaggebend.

Tondorf, Woldeselassie und Sprecher sind sich einig: Der Erfolg der INVOL steht und fällt mit den Sprachkenntnissen. Der junge Eritreer besucht an zwei Abenden pro Woche einen zusätzlichen Deutschkurs. Die Fachausdrücke lernt er direkt auf dem Bau. Seine Anstrengungen zahlen sich aus: Den Eignungstest des Branchenverbandes hat er bereits bestanden. Im August beginnt er die Lehre zum Spengler EBA. ○



Reiche Stadt, arme Stadt *Mit gezielten Massnahmen regt die Sozialkonferenz Basel zu einer differenzierten Auseinandersetzung mit dem Thema Armut an.*

TEXT: GÜVENGÜL KÖZ BROWN

Basel ist die dynamischste Wirtschaftsregion der Schweiz und eine der produktivsten weltweit. Der Wohlstand ist entsprechend hoch. Doch wo Gewinner sind, gibt es bekanntlich auch Verlierer. Die Zahl der Menschen, die Sozialhilfe beziehen, liegt in Basel-Stadt über dem schweizerischen Durchschnitt. Rund 100 Personen sind gegenwärtig obdachlos, zeigt eine jüngst publizierte Studie der Fachhochschule Nordwestschweiz. Die Gründe sehen die Autorinnen und Autoren nicht nur in finanziellen Problemen, etwa nach einem Jobverlust, sondern in Mehrfachbelastungen. Denn oft würden gleichzeitig mehrere Komplikationen wie beispielsweise Beziehungs- oder gesundheitliche Probleme auftreten. Sie mahnen, dass die bestehenden Hilfesysteme im Umgang mit diesen Mehrfachbelastungen offensichtlich an Grenzen stossen.

Raum für Begegnung

In Auftrag gegeben hat die Studie die Christoph Merian Stiftung. Sie weiss, wie wichtig bei der Bekämpfung sozialer Benachteiligung eine ganzheitliche und übergeordnete Betrachtung ist. Bereits 2004 initiierte sie dafür die Sozialkonferenz Basel. Das Gremium setzt sich zusammen aus zwölf Vertreterinnen und Vertretern aus Wirtschaft, Verwaltung und NGO sowie Armutsbetroffenen. «Unsere wichtigste Aufgabe ist die Vernetzung der vertretenen Akteurinnen und Akteure», sagt die Präsidentin Petra Hasler, denn «vielen ist nicht bekannt, welche Institutionen sich in diesem Bereich engagieren. Dabei ist es immens wichtig, dass bei der Erarbeitung von konstruktiven Massnahmen Synergien optimal genutzt werden können.»

Da es im Alltag kaum Berührungspunkte zwischen «Armen» und «Reichen» gebe, fehle es etwa den Wirtschaftsvertreterinnen und -vertretern oft an Verständnis für die Problematik. «Aus diesem Grund haben wir dieses Jahr beispielsweise angefangen, sie gezielt an die Sozialen Stadtrundgänge von Surprise (vgl. S. 12) einzuladen», sagt die Unternehmensberaterin und ehemalige Bankerin. Damit würde einerseits das Vorurteil abgebaut, dass mit etwas Wille und Einsatz doch jeder eine Stelle finde. Andererseits «schaffen wir damit Raum für Begegnungen und Gespräche, was noch viel wichtiger ist. Denn erst wenn man sich gegenübersteht und miteinander spricht, entwickelt sich meist ein Bewusstsein für die Situation des anderen, in diesem Falle für Obdachlose.»

Verantwortung übernehmen

Hasler ist überzeugt, dass die Biografien der Surprise-Mitarbeitenden bei den Teilnehmenden ein Umdenken auslösen. «Sie sollen letztlich motiviert werden, mehr soziale Verantwortung zu übernehmen und bestenfalls bei der nächsten Stellenvergabe auch jene zu berücksichtigen, die auf dem Arbeits- oder Lehrstellenmarkt wenig Chancen haben», sagt sie. Gerade Menschen über 50 Jahre, Alleinerziehende, Niedrigqualifizierte oder jene ohne Schulabschluss hätten es heutzutage besonders schwer, einen Job zu finden. Zwar könne das ehrenamtliche Gremium, das sich viermal im Jahr trifft, keine Berge versetzen. Dafür kann es über Optimierungen der Hilfesysteme sprechen und die Sensibilisierung für konkrete Massnahmen Schritt für Schritt fördern. «Wie heisst es so schön: Steter Tropfen höhlt den Stein. Daran halte ich mich», sagt sie, und meint es als Versprechen an alle Armutsbetroffenen.

→ sozialkonferenzbasel.ch

ANZEIGEN

Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt
Mittelschulen und Berufsbildung

Lerne Deutsch, Mathematik oder Fremdsprachen

Allgemeine Gewerbeschule Basel
Bilden Sie sich mit uns weiter.
Kurse vom: 26. August 2019 – 16. Januar 2020
Anmeldeschluss: Freitag, 16. August 2019
www.agsbs.ch

Die MIX gibt es auch ohne Papier. Sämtliche Ausgaben seit dem Jahr 2000 im Onlinearchiv: mixmagazin.ch



Betreuungsplätze für alle Eltern bekommen im Kanton Bern neue Betreuungsgutscheine für Kitas und Tagesfamilienorganisationen. Esther Christen, Leiterin der Abteilung Familie in der Gesundheits- und Fürsorgedirektion, erklärt, weshalb der Systemwechsel zu mehr Fairness führt.

INTERVIEW: GÜVENGÜL KÖZ BROWN

MIX: Frau Christen, wer gab den Anstoss zu dieser neuen Subventionsform?

Esther Christen (EC): Die Stadt Bern führte dieses Finanzierungssystem bereits 2014 ein. Der Kanton hat die Gutscheine in der Stadt Bern als Pilotprojekt mitfinanziert und evaluiert. Die Auswertung hat die erwarteten Vorteile klar bestätigt. Das und eine im Grossen Rat überwiesene Motion bewogen den Regierungsrat letztlich zur Ausdehnung auf den ganzen Kanton. Seit April 2019 ist die Verordnung in Kraft, und die Gemeinden können die Betreuungsgutscheine abgeben.

MIX: Inwiefern unterscheidet sich das neue System vom alten?

EC: Insbesondere in der Finanzierungsfrage. Bis anhin floss das Geld direkt in eine begrenzte Anzahl von Kitas. Das führte zu einer Ungleichbehandlung der Eltern, denn nicht alle Unterstützungsberechtigten hatten das Glück einen freien subventionierten Platz zu finden. Das belegten auch die langen Wartelisten dieser Betreuungsstätten. Genauso benachteiligt wurden aber auch die Kitas ohne subventionierte Plätze. Für sie galten ungleiche Wettbewerbsbedingungen, obwohl sie dieselben Qualitätsstandards erfüllen müssen. Nun fließt das Geld zu den berechtigten Eltern, und

diese können selbst entscheiden, in welcher Kita oder Tagesfamilienorganisation sie ihre Kinder betreuen lassen wollen.

«Nun entscheiden Eltern selbst, in welcher Kita sie ihre Kinder betreuen lassen.»

MIX: Sie sagten, dass die Gemeinden die Gutscheine abgeben können. Besteht denn keine Pflicht dazu?

EC: Nein, jede Gemeinde entscheidet selbst, ob sie zukünftig Gutscheine abgeben will oder nicht. Da es aber das heutige System nach einer rund zweijährigen Übergangsphase nicht mehr geben wird, gehen wir davon aus, dass alle Gemeinden, die sich schon heute an der Finanzierung der familienergänzenden Kinderbetreuung beteiligen, das neue Angebot nutzen werden.

MIX: Wie hoch ist diese Beteiligung?

EC: Der Kanton zahlt über den Lastenausgleich 80 Prozent an die Gutscheine. Den Rest übernehmen die Gemeinden. Das ist ein wichtiger Anreiz zur Entwicklung eines bedarfsgerechten Angebots.

MIX: Für den Kanton klingt das aber nach immensen Mehrkosten.

EC: Der Regierungsrat hat entschieden, dass die Umstellung möglichst kostenneutral erfolgen soll. Auch deswegen haben wir klar definiert, welche Familien beispielsweise subventionsberechtigt sind. Die Höhe des Gutscheinbetrags ist massgeblich vom Einkommen und vom Vermögen abhängig. Darüber hinaus müssen Eltern einen tatsächlichen Bedarf nachweisen, das heisst, u. a. erwerbstätig oder auf Arbeitsuche sein. Früher waren diese Voraussetzungen für einen subventionierten Kitaplatz nicht relevant.

MIX: Neben der Berufstätigkeit zählen zu den Vergabekriterien auch soziale oder gesundheitliche Indikatoren. Was ist darunter zu verstehen?

EC: Zum Beispiel die vorschulische Sprachförderung von Migrationskindern, aber genauso die soziale Integration von Kindern, die in einem für ihre Entwicklung zu wenig anregungsvollen Umfeld aufwachsen. Eine gesundheitliche Indikation liegt wiederum vor, wenn etwa ein Elternteil aus psychischen Gründen nicht in der Lage ist, die Betreuung des Kindes ganz zu übernehmen. ○

ANZEIGE

FLYING TEACHERS®

Ihr berufliches Zentrum für Weiterbildung

- Sprachkurse auf allen Niveaus, A1 bis C1
- Telc Prüfungen auf allen Levels
- Alphabetisierung
- Deutschkurse für die berufliche Integration
- Mathematik für Erwachsene
- PC Anwendungskurse
- Fit für den Job
- Besser Schreiben





Hier geht die Post ab

Die Stadtbibliothek Chur ist ein weltgewandtes Forum für unterschiedlichste Bedürfnisse von Gross und Klein.

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Einst wurden hier Ansichtskarten und Sendungen für in alle Welt abgestempelt. Seit letztem August beherbergt die historische Post in Chur allerdings eine neue, noch packendere Nutzerin. Die Stadtbibliothek empfängt die Welt jetzt quasi vor Ort. Dafür wurden in den umgebauten und hellen Räumlichkeiten die Volksbibliothek, die Bibliothek Aspermont, die Ludothek und die interkulturelle Bibliothek Vossa lingua zusammengeführt.

«Viele suchen über die Literatur einen aktiven Austausch mit anderen Menschen.»

«Wir bieten nun alles aus einer Hand», freut sich die Leiterin Julia Wäger und betont, wie wichtig es für moderne Bibliotheken sei, ein lebendiges Forum zu bilden. «Die einen wollen zwar nach wie vor nur schnell etwas ausleihen oder still für sich schmökern bzw. lernen, andere hingegen suchen über die Literatur einen aktiven Austausch mit anderen Menschen.» Die Stadtbibliothek bedient all diese Anliegen gleichzeitig und bewusst auch für die Migrationsbevölkerung. Allein Literatur in 16 verschiedenen Sprachen finden sich in ihren Regalen. Hinzu kommen unzählige Angebote wie zum Beispiel Spielsachen, die sprachunabhängig funktionieren. Das führe zu einer erfreulichen Durchmischung der Besuchenden: «Drei Schulkinder, wohl aus Eritrea, bringen regelmässig ihre Mutter hierher, um ihr Brettspiele beizubringen.» Das sei ein Beleg für die Niederschwelligkeit,

ist sie überzeugt, «auch weil es bei uns keinen Konsumationszwang gibt und die Türen für Abonnenten selbst sonntags offenstehen – dann aus Kostengründen allerdings ohne Personal», fügt sie schmunzelnd hinzu.

Neben dem Medienangebot sprechen Wäger und ihr Team die Migrationsbevölkerung auch mit gezielten Veranstaltungen an, teilweise mit Co-Gastgebern wie etwa der kantonalen Fachstelle Integration. Dazu gehören u. a. die kostenlosen Lesenachmittage in unterschiedlichsten Sprachen oder die Kamishibai-Erzähltheater und -Bilderbuchkinos. Beides animiert und fördert die Kleinsten in der jeweiligen Muttersprache, deren Festigung später den Deutschenerwerb erleichtert. Wäger freut es, dass dazu vereinzelt auch Deutschsprachige oder Eltern und Kinder aus anderen Sprachkreisen kommen. «Das Bildhafte verbindet alle Kleinen – wie Grossen – und es ist ja auch einmal faszinierend, dem Klang einer völlig unbekanntem Sprache zu lauschen», nennt sie mögliche Gründe.

Doch Erwachsene können ihre Kultur- und Sprachkompetenzen auch unter sich erweitern – Einheimische genauso wie Zugewanderte. Etwa an spannenden Lesungen wie längst mit dem ehemaligen Flüchtling und heutigen Herzchirurgen und Buchautor Umeswaran Arunagirinathan. Oder mit dem neuen Angebot «Shared reading», bei dem eine moderierte Gruppe ausgesuchte Kurztexte unmittelbar liest und bespricht. «Dabei geht es längst nicht nur um eine sprachliche Auseinandersetzung, sondern auch um die persönlichen Zugänge zum Gelesenen. Es ist faszinierend, was dabei für Lebensphilosophien und -geschichten zutage kommen, von denen alle Teilnehmenden profitieren können», sagt Wäger. Daraus könnten durchaus auch Ideen für weitere Formate mit zum Beispiel kulinarischem oder weltmusikalischem Hintergrund entstehen, blickt sie voraus – und belegt, dass hier zwar nicht mehr abgestempelt wird, die Post aber längst im literarisch verbindenden Sinne abgeht. ○

→ bibliochur.ch

QUA GIRA INSATGE

Cun in program varià che sa drizza sapientivamain er a la populaziun immigrada dat la biblioteca da la citad da Cuir a vita a l'antieriura posta. Ultra da litteratura en 16 differentas linguas tutgan tar quest program per exempel purschidas da giu e da promozion tempriva cun suentermezdis d'istorgias u cun teaters narrativs dal gener Kamishibai. Questas purschidas sustegnan ils uffants en lur lingua materna, quai ch'è ina basa impurtanta per emprender tudestg. Er persunas creschidas indigenas u immigradas pon extender qua lur cumpetenzas culturalas e linguisticas. Per exempel cun il «shared reading», nua ch'ina gruppa moderada legia e tracta texts curts tschernids e baratta uschia – ultra da sa confruntar cun la lingua – er experientschas personalas ed aspects interculturalas.

Mein Job, mein Ventil

Seitdem ich über Rassismus schreibe, habe ich so etwas wie Freude daran, in Situationen zu kommen, in denen ich erst vor Wut zittere mit einer Stimme im Bauch, die das Sprechen verhindert, und mit Gänsehaut, über das, was mich von hautfarben zu sehr dunkel, dann schwarz macht. Schwarz, das ist keine Hautfarbe. Es ist die Erfahrung, zum Yin vom Yang gemacht zu werden, dem ganz natürlichen Gegenstück zum Weiss.

Jedenfalls habe ich, wenn ich mich erholt und mit zusammengezogenen Augenbrauen mehrfach davon erzählt habe, fast Freude am Erlebten. Wenn nach jedem Mal Erzählen ein Stückchen vom Zittern abfällt und sich das Zwerchfell wieder entspannen darf, bevor es sich für ein Lachen bereitwillig zusammenziehen lässt und ein Glucksen und Kichern hervorbringt. Es ist kein Glucksen über Chancenungleichheit am Arbeitsmarkt, keines darüber, wie unsere Polizei oft mit Leuten umgeht, die in unserer Gesellschaft zum essenziellen «Anders» und weniger Wertvollen erklärt werden. Kein Kichern über Lehrpersonen, die schon Kindern den Unterschied zwischen «uns» und «euch» deutlich machen.

Es ist ein Kichern, das ich mir herausnehme. Eines über die Unbeholfenheit von Leuten, die absolut nicht rassistisch sein wollen und es tragischerweise doch sind. Über Leute, denen die Hautfarbe eines Menschen angeblich «egal» ist, und Leute, die mehr Zeit damit verbringen, ihr Selbstbild als tolerant und weltoffen zu verteidigen, als ihre unbewusst und lebenslang aufgesogenen Ressentiments zu hinterfragen. Rassismus, das ist Arbeit für mich (und für sehr viele andere Menschen). Eine Arbeit, die ich alltäglich bewältigen muss, eine Arbeit des Diplomatisch-ertragen-Müssens, des Erklärens, eine Arbeit, für die ich inzwischen wenigstens Geld bekomme, weil ich Geschichten darüber erzähle.

Antirassismus ist auch Arbeit. Eine Arbeit, des Reflektierens, des Sich-selbst-in-Unsicherheiten-Begebens, über das, was man sein ganzes Leben lang gelernt hat.

CARTE BLANCHE FÜR FATIMA MOUMOUNI,
AUTORIN, SPOKEN-WORD-
KÜNSTLERIN UND STUDENTIN.
FOTO: YVES BACHMANN



Das namensgebende Schloßchen Gundeldingen um 1754.

Mainz liegt fast in Basel *Schon vor 150 Jahren herrschte in Schweizer Städten Wohnungsnot. Da kam in Basel ein deutsches Spekulantentprojekt gerade recht.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Das Stadtleben erfährt eine regelrechte Renaissance, und die urbanen Zentren ziehen immer mehr Menschen an. Unliebsame Folge davon und vom gleichzeitig massiv gestiegenen Platzbedarf pro Person ist das zu knappe Wohnraumangebot. Verdichtung und Umnutzung von Industriearealen heissen die Lösungen, denn eine weitere Ausdehnung der Siedlungsflächen ist entweder nicht möglich oder nicht erwünscht. Ganz anders vor 150 Jahren, als die Städte wegen der grossen Zuwanderung von Arbeitskräften aus dem In- und Ausland ebenfalls aus allen Nähten platzten. Damals behalf man sich mit neuen Wohnquartieren auf der grünen Wiese.

Mainzer Quartier sollte in Basel eines davon heissen. Ein am Reissbrett entworfener neuer Stadtteil hinter dem Centralbahnhof, dem heutigen Bahnhof SBB. Den dazugehörigen

Bebauungsplan legte 1874 die «Süddeutsche Immobilien-Gesellschaft» aus Mainz vor – für eine Fläche, halb so gross wie das ganze damalige Siedlungsgebiet innerhalb der noch bestehenden Stadtmauer. Weil die Behörden im Eiltempo darauf einstiegen und das Land grösstenteils bereits erworben war, wandelten die Mainzer mit lokalen Investoren die weitläufigen Getreidefelder und drei Landschlösschen innert weniger Jahre zu einem Grosstadtquartier. Nur einen Wunsch schlugen ihnen die Stadtoberen unter dem Eindruck des damaligen patriotischen Eifers aus: Das Quartier erhielt den Namen Gundeldingen, die beiden wichtigsten Plätze die Namen Tell und Winkelried. International ist das Quartier dennoch geworden: Der Ausländeranteil liegt derzeit bei rund 40 Prozent, und auch die damals befürchtete «schleichende Katholisierung» des protestantischen Basels durch die Zugezogenen aus der Innerschweiz und Italien trat nicht ein. Die Hälfte der 19 000 Quartierbewohnerinnen und -bewohner ist heute – konfessionslos.



5%

**der ausländischen
Erwerbstätigen
kommen für einen
Kurzerwerbs-
aufenthalt in die
Schweiz.**

Mit Globi in Rumänien *Daniela Husanu betreut betagte Schweizerinnen und Schweizer. Zwischen den Einsätzen lebt sie mit ihrer Familie in Siebenbürgen und arbeitet auch dort in der Pflege – ein Spagat auf mehreren Ebenen.*

TEXT:
PHILIPP
GRÜNENFELDER
FOTO:
CLAUDIA LINK

Lachen. Immer wieder ein herzhaftes Lachen. Daniela Husanu scheint sich wohl zu fühlen in der gemütlichen Wohnküche nahe Bern. Daran ändert auch nichts, dass ihre «Gastgeberin» regelmässig ihre deutsche Aussprache korrigiert. Das Verhältnis zwischen der Betreuerin aus Rumänien und der weitgereisten und sprachgewandten Rentnerin ist vertraut, fast freundschaftlich. Dabei teilen sie sich den Haushalt erst seit zwei Monaten und werden es vorerst auch nur noch wenige Wochen tun. Husanu kommt seit ein paar Jahren für befristete Betreuungseinsätze in die Schweiz. Um für ihre Familie Geld zu verdienen und unseren zunehmenden Bedarf an Betreuungspersonen zu decken. «Ich koche, gehe einkaufen, bereite die Medikamente für Frau Stöckli vor oder begleite sie zu Terminen», zählt die gelernte Pflegefachfrau ein paar ihrer aktuellen Aufgaben auf.

Dass die beiden so gut miteinander klarkommen, ist nicht nur dem Faktor Glück geschuldet. Entgegen einiger anderer Kurzaufenthalterinnen und Kurzaufenthaltern, die im privaten Pflege- und Betreuungsbereich arbeiten, wird die 43-Jährige über Caritas Care professionell vermittelt und begleitet. Dazu gehört auch, dass die Verantwortlichen vorab sorgfältig abklären, welche Persönlichkeiten zusammenpassen. «Und ich weiss, dass alles legal ist und ich einen angemessenen Lohn erhalte», sagt Husanu. Sie weiss, dass das nicht selbstverständlich ist, weder in ihrem Job noch bei saisonalen Beschäftigungen auf dem Bau, im Gastgewerbe oder in der Landwirtschaft. «Da ich eine Familie habe, möchte ich mich auch in der Schweiz sicher fühlen», betont sie. Ihre beiden Töchter und den Sohn im Alter von 5 bis 16 Jahren vermisst sie natürlich, «aber zum Glück gibt es Skype und wir können uns jeden Tag austauschen». Ihr Ehemann, der als Polizist tätig ist, unterstützt sie. Er sei froh um den Verdienst seiner Frau. «Zudem kümmert sich meine Schwiegermutter während meiner Abwesenheit liebevoll um den Nachwuchs. Gleichwohl mussten wir das ausführlich diskutieren, bevor ich mich wirklich darauf einlassen konnte», sagt sie rückblickend und weiss auch nicht, wie lange sie das machen will. «In meiner Heimatstadt arbeite ich ebenfalls bei einer Spitex, was mir sehr gefällt – wenn nur die Löhne genauso fair und das Gesundheitswesen genauso gut organisiert wären wie hier.»

«Zum Glück gibt es Skype und wir können uns jeden Tag austauschen.»

Die Betreuerin und die Betreute sprechen oft über persönliche Befindlichkeiten, ihre Angehörigen und Freunde. Das gibt beiden viel. «Wenn ich hier bin, gilt meine volle Aufmerksamkeit der Betreuung von Frau Stöckli. In der Freizeit treffe ich Freundinnen, die ich aus Sprachkursen oder Weiterbildungen bei der Caritas kenne», sagt Husanu und bringt noch einen ganz anderen treuen Begleiter ins Spiel. «Globi gehört zu mir, seit ich in der Schweiz bin. Der Mann, den ich vor sechs Jahren betreuen durfte, schenkte mir einen Band, damit ich einfache deutsche Sätze lesen kann», erzählt sie und strahlt dabei. Mittlerweile kennt sie mehrere Bände, denn über die Comicfigur lernt sie nicht nur die Sprache, sondern auch allerlei über die Schweiz. «Das erzähle ich zu Hause auch meiner Kleinsten, damit sie etwas von meinem Leben hier mitbekommt – genauso wie die anderen Familienmitglieder, wenn ich ihnen Schweizer Gerichte koche.» Denn das Kochen liegt ihr am Herzen, gehört es doch zu einer ihrer Aufgaben in der Schweiz, etwas Gutes auf den Tisch zu bringen. Und auch diesbezüglich scheint Frau Stöckli eine gute Mentorin zu sein. «So manche leckere Sosse kenne ich vom ihr», freut sich die Betreuerin. «Von ihr», kontert Frau Stöckli und fügt fast entschuldigend an: «Ich will doch nur, dass sie möglichst viel profitiert, da darf ich schon ein bisschen streng sein.» Was folgt? Einstimmiges Gelächter. ○



«Wyrywać komuś nogi z tyłka»

Vorsicht: Auch in Polen kommt man bei Missetaten nicht ungeschoren davon. Es drohen sprichwörtlich sogar noch weit heftigere Reissgesten als beim gemeinsamen Hühnchen rupfen.

ILLUSTRATION: ISABEL PETERHANS

MIX

MAGAZIN FÜR VIELFALT

Impressum 1/2019

mixmagazin.ch
facebook.com/mixmagazin
twitter.com/mix_magazin

Die MIX erscheint zweimal jährlich und kann kostenlos abonniert werden:
mixmagazin.ch/bestellen

HERAUSGEBER

Sicherheitsdirektion Kanton Basel-Landschaft
Fachbereich Integration
Tel. 061 552 66 53
integration.bl.ch

Präsidialdepartement Kanton Basel-Stadt
Fachstelle Diversität und Integration
Tel. 061 267 78 40
integration.bs.ch

Gesundheits- und Fürsorgedirektion Kanton Bern
Abteilung Integration
Tel. 031 633 78 17
be.ch/integration

Amt für Migration und Zivilrecht Kanton Graubünden
Fachstelle Integration
Tel. 081 257 26 02
integration.gr.ch



REDAKTION

Umlaut - Büro für Kommunikation
Philipp Grünenfelder, GÜVENGÜL KÖZ BROWN
Tel. 061 322 18 08
umlaut.ch

Mit Beiträgen von Jacqueline Beck und
Fatima Moumouni.

GESTALTUNG

Konzept: büro basel, Sibylle Ryser und
Andrea Gruber, bürobasel.ch
Layout: Andrea Gruber
Titelbild: © Claudia Link

DRUCK

Mittelland Zeitungsdruck AG
Auflage: 45 000 Exemplare